

Racial Profiling und antirassistischer Widerstand

Eine Einleitung

*Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa,
Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger*

Racial Profiling ist eine der sichtbarsten Formen von strukturell rassistischer Gewalt, die gleichzeitig häufig ungesehen bleibt. Sichtbar ist sie, weil die Kontrollen durch die Polizei und die Grenzbehörden in öffentlichen Räumen durchgeführt werden: auf Straßen, in Bahnhöfen und Zügen, bei Grenzübergängen, an urbanen Flussufern, in Rotlichtvierteln, in Einkaufszentren und Ausgehmeilen. Sichtbar ist Racial Profiling aber auch, weil Schwarze Menschen und People of Color »unübersehbar« und unentrinnbar davon betroffen sind. Doch obwohl rassistische Kontrollen im öffentlichen Raum stattfinden, wird diese polizeiliche Praxis von einem großen Teil der Gesellschaft nicht als Rassismus (an)erkannt. Viele Menschen gehen an den Polizeikontrollen vorbei, sie schauen weg, schreien nicht ein und engagieren sich nicht für deren Abschaffung. Viele äußern direkt oder hinter vorgehaltener Hand Verständnis für die Kontrollen und sind froh, dass sie durchgeführt werden. Racial Profiling wird auf diese Weise »normal« und unsichtbar gemacht. Ungesehen und unwidersprochen bleibt dabei die diskriminierende Macht einer staatlichen Institution, die über das Gewaltmonopol verfügt, um angeblich Sicherheit für alle zu gewährleisten.

Polizeikontrollen sind eine zentrale Praxis in der Herstellung gesellschaftlicher Unterschiede und segregierter Räume. Die Polizei stützt sich bei der Durchsetzung des Migrations-, Straf- und Ordnungsrechts auf staatlich legitimierte Kriterien einer vorgestellten bedrohlichen »Andersheit«, auf die hin der öffentliche Raum durchsucht und von der er »befreit« werden soll. Damit wird auf drastische Weise sichtbar, wer nicht als Mit-Bürger*in gilt und damit von Anfang an dem Verdacht ausgesetzt ist, kriminell oder »illegal« zu sein oder zu stören. Die gängige Meinung besagt, dass sich Racial Profiling auf körperliche, religiöse oder kulturelle Unterschiede stützt, um Gefahren

ausmachen zu können, die von unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen ausgehen und aus Statistiken abgeleitet werden können. Doch es ist andersrum: Mithilfe von Racial Profiling werden Praktiken der Rassifizierung, das heißt die Konstruktion einer Trennlinie zwischen »Eigenen« und »Fremden« in einer Gesellschaft, überhaupt erst in Umlauf gebracht, zur Schau gestellt, legitimiert und normalisiert.

Die Beschäftigung mit Racial Profiling ermöglicht deshalb einen Einblick in die Funktionsweise und Gewaltförmigkeit von Rassismus. Dabei lassen sich verschiedene Dimensionen ausmachen: struktureller Rassismus, Alltagsrassismus sowie die Produktion und Reproduktion von Rassismus durch institutionelle Praktiken des Rechtsstaats. Die Beschäftigung mit Racial Profiling ermöglicht es zudem nachzuverfolgen, wie Rassifizierungspraktiken sich verändern. Welche Bedeutung etwa dem Kopftuch, dem Kreuz, dem Bart, der Kippa, dem Niqab, dem Anzug mit Krawatte, dem Davidsstern, dem Jogginganzug, dem Dastar oder dem Habit von Nonnen zugeschrieben wird, ist Gegenstand ständiger Umdeutungen. Welche Zeichen, welche Symbole und welche Körper als zugehörig oder fremd gelesen werden, untersteht einerseits einem andauernden Wandel. Gleichzeitig zeugen die rassistischen Differenzen, die dem Racial Profiling zugrunde liegen, von großen Kontinuitäten, die oftmals ins koloniale Zeitalter zurückreichen.

In diesem Sinne erachten wir als Herausgeber*innen dieses Buches das Problem des Racial Profiling nicht als isoliertes Phänomen, sondern als Ausdruck eines gewaltförmigen, strukturellen Rassismus, der die Gesellschaft prägt, in der wir leben. Es ist eine Gesellschaft mit einer post_kolonialen Geschichte, die auf der Vorstellung der Überlegenheit der westlichen Kultur gründet. Einer Kultur, in der der Zugriff auf Schwarze und andere nichtweiße Körper fortwährend legitimiert wird und mit schweren Eingriffen in die Persönlichkeitsrechte von Menschen, die mithilfe rassistischer Zuschreibungen zu Fremden gemacht werden, verbunden ist. Dass die Geschichte rassistisch motivierter polizeilicher Kontrollen im Westen und in der Schweiz viel weiter zurückliegt als die eher kürzlich erfolgte Einführung des Begriffs Racial Profiling, das zeigen die Beiträge von Vanessa Eileen Thompson, Fatima El-Tayeb und Rohit Jain in diesem Buch.

ABWEICHUNGEN VON DER »MYTHISCHEN NORM«

Wenn wir den Medienberichten Glauben schenken, scheint Racial Profiling mehrheitlich Schwarze Männer zu treffen. Zudem sind die wenigen Menschen, die mit juristischen Mitteln gegen Racial Profiling vorgehen, meist Schwarze Männer mit einem gesicherten Aufenthaltsstatus beziehungsweise einem Schweizer Pass. Tatsächlich von Racial Profiling betroffen sind je-

doch viele mehr, wie auch eine aktuelle Untersuchung¹ der »Kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling« für die Schweiz zeigt, die Claudia S. Wiliwo und Tino Plümecke in ihrem Beitrag in diesem Buch präsentieren. Sie stellen fest, dass Menschen, die von rassistischen Polizeikontrollen berichten, sich unter anderem als People of Color, Asiat*innen, Muslim*innen, Sint*ezza, Rom*nja oder Jenische bezeichnen. Darunter sind sowohl Menschen, die in der Schweiz aufgewachsen sind, wie auch Geflüchtete und Menschen mit prekärem Aufenthaltsstatus oder ohne Aufenthaltsrecht. Es sind Menschen, so ließe sich mit Audre Lorde sagen, die sich durch eine spezifische und sichtbare »Abweichung« von der »mythischen Norm« unterscheiden, die der weiße, heterosexuelle, christliche und finanziell gesicherte Mann verkörpert.² Wenn eine kontrollierte Person weitere Abweichungen von dieser Norm aufweist oder sich tatsächlich rechtlich im Graubereich bewegt, etwa weil sie als Sexarbeiterin in ihrer Wohnung Freier empfängt, gilt eine Polizeikontrolle als gerechtfertigt. Sogar bei leichten Verstößen gegen Ordnungswidrigkeiten werden gewaltvolle und staatlich verordnete Zugriffe toleriert, wenn sie rassifizierte Personen betreffen, beispielsweise wenn ein*e Rom*nja-Musiker*in an der »falschen« Straßenecke musiziert. Als angemessen gelten auch gewalttätige polizeiliche Kontrollen von abgewiesenen Flüchtenden, die bereits durch ihre schiere Präsenz gegen ausländerrechtliche Bestimmungen verstößen.

Während Racial Profiling von der Suche nach Täter*innen geleitet ist, hat die Polizei auch den Auftrag, potenzielle Opfer zu schützen. Doch wenn Schutzmaßnahmen ohne die Beteiligung und über die Köpfe der Betroffenen hinweg beschlossen und angewendet werden, entpuppen sie sich in der Praxis als Kontrollinstrumente. Dies zeigt sich nicht zuletzt, wenn Sexarbeit automatisch mit Ausbeutung, Zwang und Frauenhandel gleichgesetzt und mit ausländerrechtlichen Maßnahmen bekämpft wird. Anstatt die Rechte von Sexarbeitenden zu stärken, die es ihnen ermöglichen würden, gegen ausbeuterische Arbeitsbedingungen vorgehen zu können, werden repressive Prostitutionsgesetze gefordert und eingeführt – teilweise auch von Feministinnen, welche insbesondere migrantische Sexarbeiterinnen als handlungsunfähige, hilflose Opfer darstellen und dadurch entmündigen. Emanzipation und die Fähigkeit, bewusste Entscheidungen für oder gegen eine Erwerbstätigkeit als Sexarbeiter*in zu fällen, scheint anhand von Herkunft zugeschrieben zu werden. Im Beitrag »Profiling und Rassismus im Kontext Sexarbeit: ›Overpoliced and Underprotected‹« diskutieren Serena O. Dankwa, Christa Ammann und Joviata dos Santos Pinto die vielschichtigen institutionellen Ausgrenzungen und

1 | Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling: Racial Profiling – Erfahrung, Wirkung, Widerstand.

2 | A. Lorde: »Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreißen«, S. 202.

Marginalisierungen, mit denen sich Sexarbeitende in der Schweiz konfrontiert sehen und die es Aktivist*innen schwer machen, gegen Racial Profiling und eine rassistische Ökonomie des Begehrrens vorzugehen.

Dass ganz unterschiedliche Menschen von Racial Profiling betroffen sind, zeigt sich auch im Widerstand gegen diese polizeilichen Praktiken. In jüngster Zeit formieren sich nicht nur in den USA und in Kanada neue Widerstandsbewegungen wie *Black Lives Matter*, sondern auch in westeuropäischen Ländern. In der Deutschschweiz ist 2016 durch den Gerichtsprozess von Mohamed Wa Baile eine Bewegung von Menschen angestoßen worden, die gegen rassistische Polizeipraktiken ankämpfen. In der Allianz gegen Racial Profiling setzen sich Menschen, die rassistischer Polizeigewalt ausgesetzt sind, und deren Verbündete – Wissenschaftler*innen, Kulturschaffende und Vertreter*innen von Menschenrechtsorganisationen – gemeinsam dagegen ein. Die Mittel, die sie dafür wählen, reichen von wissenschaftlichen Untersuchungen, Prozessbeobachtungen vor Gericht, Tribunal-Inszenierungen und Medienberichten über politische und kulturelle Anlässe bis zu Kampagnen und öffentlichen Stellungnahmen. Wichtig ist der Allianz, die Komplexität von Racial Profiling sichtbar zu machen, unter anderem auch aufzuzeigen, dass über Schwarze Männer hinaus verschiedene Gruppen betroffen sein können. So schreibt etwa Angela Mattli in ihrem Beitrag, wie Jenische, Sint*ezza, Manouches und Rom*nja, die eine seminomadische Lebensweise praktizieren, praktisch alltäglich dem antiziganistischen Verdacht der Kriminalität ausgesetzt sind und als störend stigmatisiert werden. Sie werden von der Polizei nach ihren Ausweisen und der Reisendengewerbebewilligung gefragt, und gleichzeitig wird im Register nachgeschaut, ob noch eine Busse offen ist.

Das Engagement der Allianz ist eingebettet in die langjährigen Kämpfe unterschiedlicher Kollektive und Organisationen, die sich gegen die rassistische undpressive Migrationspolitik der Schweiz engagieren. Bei den verschiedenen politischen Kollektiven, die sich aktuell in der Schweiz gegen Racial Profiling einsetzen, nehmen Schwarze Frauen* und Frauen* of Color eine bedeutsame Rolle ein, so etwa bei Bla*Sh, dem Netzwerk Schwarzer Frauen* in der Deutschschweiz, im Collectif Afro-Swiss, im Collectif Jean Dutoit und bei »À qui le tour?« sowie den Organisationen Cooperaxion, Migrant Solidarity Network oder der Autonomen Schule Zürich. Darunter sind auch viele Frauen of Color, die ihren Lebensmittelpunkt in Westeuropa haben und über die »richtigen Papiere« verfügen. Es sind Frauen, die Selbstbewusstsein, Identifikationen, Organisationsformen und Bündnisse entwickelt haben, um rassismuskritisches Wissen zur Sprache zu bringen und sich dagegen zu wehren, dass sie selbst und ihre Töchter, Nichten, Mütter und Freundinnen*, ihre Freunde, Väter, Söhne, Neffen und Brüder rassistische Erniedrigungen und Angriffe erfahren. Das Gespräch von Rahel El-Maawi und Jovita dos

Santos Pinto mit Schwarzen Frauen* in der Deutschschweiz, die sich im Netzwerk Bla*Sh organisieren, zeigt, wie wichtig es ist, den Blick auf Rassismus und Widerstand zu erweitern, um die Perspektiven und das Wissen von Frauen* sichtbar machen zu können. Dabei geht es um weit mehr als darum, Rechte zu sichern und auszuweiten sowie Respekt und Teilhabe an institutionellen Politiken einzufordern, was, wie Kimberlé W. Crenshaw treffend konstatiert, erst mal immer nur den Privilegiertesten einer marginalisierten Gruppe gelingt.³ Es geht darum zu zeigen, dass Racial Profiling eine gewaltvolle Technik ist, mit der Menschen entlang unterschiedlicher Differenzen, zu denen neben *race* insbesondere Geschlecht, Sexualität, Klasse, Religion und Alter gehören, zu Anderen und Fremden gemacht werden.

RACIAL PROFILING UND STRUKTURELLER RASSISMUS

Wie Mohamed Wa Baile im Text »Helvetid« in diesem Buch dokumentiert, ist der Tod von Menschen durch Polizeieinsätze auch in der Schweiz keine Seltenheit. Der Text fordert uns auf hinzuschauen: Wer ist schuld daran, wer ist verantwortlich dafür, wer muss in die Pflicht genommen werden? Die Öffentlichkeit hat ein Anrecht darauf, dass diese Fragen nicht nur beantwortet werden, sondern überhaupt erst gestellt werden können. Angela Davis warnt allerdings davor, die Kritik an Racial Profiling alleine auf Individuen und Einzelfälle auszurichten. Es sei eine zentrale Funktionsweise neoliberaler Gesellschaften, so hält sie fest, dass gesellschaftliche Prozesse fragmentiert und einzelnen Individuen zugeschrieben werden.⁴ Was dabei aus dem Blick verschwinde, sei genau das, worauf wir unseren Blick richten sollten: auf die strukturellen Dimensionen und die gesamtgesellschaftliche Einbettung von Racial Profiling. Denn die Lösung für das massive Problem der rassistischen Staatsgewalt, so Davis, könne nicht den einzelnen Polizeibeamt*innen aufgebürdet werden.⁵ Das heißt nicht, dass diese nicht auch selbst entscheiden können und mitbeteiligt daran sind, ob sie rassistisch handeln oder nicht. Oder dass Polizist*innen, die unrechtmäßig Gewalt anwenden, nicht vor Gericht gestellt und bestraft werden sollen.⁶ Es bedeutet aber, nicht bei den Taten von Einzelnen stehen zu bleiben, sondern zu fragen, wie rassistisch motiviertes Verhalten alltäglich gemacht wird und als richtig gelten kann. Warum werden rassistische Praktiken von staatlichen Institutionen anerkannt, gestützt und sogar befördert? Und warum führen

3 | K. W. Crenshaw: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex.

4 | A. Davis: Freedom is a Constant Struggle, S. 137.

5 | Ebd.

6 | Ebd., S. 138.

rassistische Polizeikontrollen nicht zu einem Aufschrei und einem permanenten Widerstand in einer Gesellschaft, die sich als demokratisch, egalitär und liberal versteht? Wie kommt es dazu, dass Racial Profiling als Polizeitaktik gilt, die unerlässlich ist, um »Ordnung« und »Sicherheit« in einem souveränen Nationalstaat aufrechterhalten zu können?

Gemäß Didier Fassin sind es gerade die konkreten, alltäglichen Routinen der staatlichen Behörden gegenüber prekarisierten Menschen, die uns Einblicke in das eigentliche »Herz des Staates« geben.⁷ Ein Ziel unseres Buches ist es daher, institutionelle und strukturelle Elemente von Racial Profiling aufzuzeigen und das Phänomen in einem größeren gesellschaftlichen Kontext zu verorten. Dabei geschehen zwei Dinge: Einerseits werden viele Mechanismen des Racial Profiling erst dadurch verständlich, dass sie als Bestandteil einer größeren rassifizierten Ordnung begriffen werden. Andererseits wird Racial Profiling zu einem Prisma, durch das hindurch wir erkennen können, wie sehr unsere Gesellschaft auf rassistischen Strukturen beruht.

In Westeuropa und besonders in der Schweiz ist eine solche Erkenntnis noch immer bahnbrechend, weil hier die Vorstellung verbreitet ist, dass »Rasse« mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs abgeschafft wurde. Seither, so besagt eine verbreitete Meinung, würden Rassifizierungsprozesse nur noch in Ländern wie den USA und Südafrika, die ein spezifisches »Rassenproblem« haben, eine Rolle spielen. Und Westeuropa, wo die modernen Rassenvorstellungen ihren eigentlichen Ursprung haben, wird in einer solchen Darstellung als Ort stilisiert, an dem Rassismus erfolgreich überwunden wurde. Theo D. Goldberg bezeichnet diese Denkweise treffend als Ausdruck eines »Raceless Racism«.⁸ Es handelt sich dabei um einen strukturell wirkmächtigen Rassismus, der sich dadurch auszeichnet, dass die Bedeutsamkeit von Rassifizierung kontinuierlich in Abrede gestellt wird. Noémi Michel knüpft in ihrem Beitrag an solche Analysen an und zeigt, wie die gegenwärtigen Formen des Racial Profiling, die Möglichkeiten von Widerstand und die Grenzen, gegen die Aktivist*innen dabei stoßen, erst vor dem Hintergrund eines solchen Regimes der »Racelessness« verstanden werden können.

DIE ALLTÄGLICHE ADRESSIERUNG ALS BEDROHLICHE FREMDE

Eine oftmals vernachlässigte, für das gemeinsame Zusammenleben aber enorm bedeutsame Frage ist vor diesem Hintergrund, was es für People of Color bedeutet, in einer Gesellschaft ständig als bedrohliche*r Fremde*r adressiert zu werden. Sara Ahmed beschreibt diese Alltagserfahrung als

7 | D. Fassin: At the Heart of the State.

8 | Th. D. Goldberg: Racial Europeanization, S. 356.

»an experience of being on perpetual guard: of having to defend yourself against those who perceive you as somebody to be defended against«.⁹ Was ist der Preis dieses ständigen Wachsamseinmüssens, dieser ständigen Bereitschaft, sich verteidigen, erklären oder legitimieren zu müssen? Wie wirkt es sich auf das Leben, auf die Gesundheit, auf die Partizipationsmöglichkeiten von People of Color in einer weißen Mehrheitsgesellschaft wie derjenigen der Schweiz, Deutschlands oder Österreichs und anderer europäischer Staaten aus?

Eine solche grundlegende Auseinandersetzung mit Rassismus erfordert, so Philomena Essed, das Gewöhnliche, Unauffällige und Selbstverständliche infrage zu stellen. Um Alltagsrassismus überhaupt erkennen und seine Wirkweise aufzudecken zu können, muss sich die Kritik auf das richten, was als normal und akzeptabel gilt oder als Teil »unserer Kultur«¹⁰ verteidigt wird. Stuart Hall spricht davon, dass rassistische Vorstellungen oft als »unhinterfragte Vorannahmen« der Alltagskultur dienen: Dass Polizist*innen den Eindruck haben, im nichtweißen Gegenüber etwas Kriminelles zu »sehen«.¹¹ Dass viele die Einschätzung teilen, Racial Profiling sei nötig, um »bedrohlichen Fremden« auf die Spur zu kommen. Und dass weiße Richter*innen meinen, sie müssten einer nichtweißen Person noch mal deutlich machen, wie das »läuft bei uns«. All das sind Einstellungen, Wahrnehmungen und Gefühle, die sich in die Körper, Denk- und Fühlweisen vieler Menschen, weißer und nicht-weißer, eingeschrieben haben. Obwohl sich dieses Wissen für sie als »richtig«, »natürlich« und »wahr« anfühlt, geht es – was diese oftmals nicht wissen und noch öfter nicht wissen wollen – auf die vielfach verschwiegene rassistische Geschichte Europas zurück.

Ein Beispiel für einen solchen Alltagsrassismus ist die fehlende Anerkennung von Schwarzen Frauen* als gesellschaftliche Akteurinnen. Dieses Unsichtbarmachen korrespondiert, wie Belinda Kazeem-Kamiński mit Bezug auf bell hooks ausführt, »mit einer enormen Sichtbarkeit sexualisierter und rassialisierter Bilder Schwarzer Frauen. Beispielsweise das Bild der Schwarzen Frau als Sexobjekt, als Sozialfall, als übergewichtige Mutterfigur oder auch das Bild der starken Schwarzen Frau. Was im Mainstream jedoch fehlt, sind nicht stereotypisierende Bilder ermächtigender Schwarzer Weiblichkeit«.¹² Diese Ausführungen zeigen, wie sehr Alltagsrassismus mit Vorstellungen von Geschlecht und Sexualität verschränkt ist. Stereotype Bilder von Schwarzen Frauen können oftmals auf eine männliche, weiße und heterosexuelle Perspektive zurückgeführt werden, deren Begehren, Ängste, Abwehrhaltungen, Fantasien und Wünsche sie zum Ausdruck bringen.

⁹ | S. Ahmed: Living a Feminist Life, S. 131.

¹⁰ | Ph. Essed: Understanding Everyday Racism, S. 10.

¹¹ | St. Hall: Ideologie, Kultur, Rassismus, S. 156.

¹² | B. Kazeem-Kamiński: Engaged Pedagogy, S. 39.

Ähnliches lässt sich mit Bezug auf stereotype Bilder über Schwarze Männer sagen, die im Alltagsrassismus ebenfalls tief verankert sind. In kolonialen Vorstellungswelten gelten Schwarze Männer als unkontrolliert und triebgeleitet und als, wie Claudia Unterweger es zusammenfasst, »moralisch korrupt, hypersexuell und daher bedrohlich«.¹³ Solche Bilder sind beim Racial Profiling oftmals im Spiel. Ein aktuelles Beispiel ist der Gerichtsfall von Wilson A., der bei einer gewalttätigen Polizeikontrolle fast ums Leben gekommen wäre. Die Polizisten wurden freigesprochen, weil die Staatsanwältin und das Gericht die Darstellung der Verteidigung übernommen hatten, die, wie das »Forschungskollektiv Rassismus vor Gericht« analysierte, Wilson A. als »starren, irrationalen, durch Hormone und Emotionen unkontrollierten Mann« beschrieb, der »nur durch brachiale Gewalt in Schach gehalten werden konnte«.¹⁴ Dies erinnert unweigerlich an die »Rassisten der Vergangenheit«, die Meloe Gennai in seinem Gedicht treffend beschreibt. Damals wurde Rassismus offen artikuliert, während er heute gerne in verschleierter Form daherkommt; geblieben ist seine überwältigende Präsenz.

Die Verbindung zwischen Gefahr und Schwarzer Männlichkeit kann darum so leicht gezogen werden, weil Schwarze Männer in der kolonialen Vorstellungswelt *immer schon* als potenziell kriminell dargestellt wurden. In der Forschung werden solche Formen des Rassismus als *othering* bezeichnet. Der Begriff bedeutet so viel wie »eine Person oder Gruppe zur Anderen* oder zum Anderen* machen« und zeigt an, dass rassistische Vorstellungen von »Anderen« dazu dienen, idealisierte Bilder des Eigenen herzustellen. Indem sie behaupten, Schwarze Männer seien triebgeleitet und primitiv, können sich weiße Männer im Kontrast dazu als rational und zivilisiert darstellen. Gleichzeitig ermöglicht ihnen dieses *othering*, Fantasien und Begehren auf die exotisierten, vergeschlechtlichten und sexualisierten »Anderen« auszulagern. Dieser Prozess beruht, wie Toni Morrison in »Die Herkunft der Anderen« schreibt, auf der »Begegnung mit einem geahnten, aber nicht wahrgenommenen Aspekt unserer selbst, die uns mit einem Gefühl der Beunruhigung reagieren lässt.«¹⁵ Diese Verunsicherung kann Ablehnung oder Faszination hervorrufen: »Auch deshalb wollen wir den anderen besitzen, beherrschen, steuern oder, wenn wir es denn schaffen, ihn zu unserem Spiegelbild verklären. In beiden Fällen, der Beunruhigung wie der falschen Verbeugung, verweigern wir dem Gegenüber die Individualität, die Fülle der Persönlichkeit, auf der wir für uns bestehen.«¹⁶ Wer auf diese Weise zur Anderen oder zum Anderen gemacht wird,

13 | C. Unterweger: Talking Back, S. 173.

14 | Mündliche Stellungnahme des Forschungskollektivs »Rassismus vor Gericht« gegenüber den Medien am 18. April 2018.

15 | T. Morrison: Herkunft der Anderen, S. 48.

16 | Ebd., S. 48.

hat keine Chance, als eigenständiges Subjekt mit einer spezifischen Geschichte erscheinen zu können. *Othering* bedeutet die Fixierung auf einige wenige, verzerrte und von einer gewaltsamen Geschichte durchwirkte Attribute.

Die Verbindung zwischen Kriminalität und Schwarzer Männlichkeit, die fest im postkolonialen Gedächtnis westlicher Gesellschaften verankert ist, erleichtert den gewalttätigen Zugriff auf die als »fremd« und »bedrohlich« wahrgenommenen männlichen Schwarzen Körper. Was aber bedeutet das für Schwarze Frauen und andere Frauen of Color? Diese Frage griff die US-amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw kürzlich in einem Vortrag auf. Sie fragte ihr Publikum, wer die Namen Eric Garner, Mike Brown, Tamir Rice oder Freddie Gray kenne.¹⁷ Über die Hälfte der Menschen im Saal war mit den Namen dieser Schwarzen Männer vertraut, die in den letzten Jahren durch Polizeigewalt ums Leben gekommen waren. Dann erwähnte Crenshaw weitere vier Personen: Michelle Cusseaux, Tanisha Anderson, Aura Rosser und Meagan Hockaday. Nur ganz wenige Anwesende kannten die Namen dieser Schwarzen Frauen, die ihr Leben ebenfalls durch Polizeigewalt verloren hatten. Das Bewusstsein für die Erfahrungen Schwarzer Frauen mit polizeilicher Gewalt sei erschreckend klein, folgerte Crenshaw: »Warum kennen wir diese Geschichten nicht? Warum erzeugt der Verlust ihrer Leben nicht die gleiche mediale Aufmerksamkeit und den gleichen kollektiven Aufschrei wie das Leben, das ihre Brüder verloren haben?«¹⁸ Sie erklärt diese Wissenslücke damit, dass es kaum Raster gibt, um die Erfahrungen Schwarzer Frauen mit Racial Profiling einzuordnen, und fordert, dass andere Praktiken entwickelt werden müssen, um diese sichtbar zu machen. Eine wichtige, von Schwarzen Feministinnen entwickelte Herangehensweise, die dabei behilflich sein kann, ist die intersektionale Perspektive.

INTERSEKTIONALITÄT, RACIAL PROFILING UND POESIE

Crenshaw hat Ende der 1980er Jahre den Begriff der Intersektionalität geprägt, um zu beschreiben, wie verschiedene soziale Kategorien wie *race*, Geschlecht, Sexualität, aber auch Behinderung oder Klasse und die dazugehörigen Herrschaftssysteme wie Rassismus, Sexismus und Transphobie, Homophobie, Ableismus¹⁹ oder Klassismus ineinander greifen.²⁰ Sie setzt diesen Begriff einer

17 | Vgl. K. W. Crenshaw: The Urgency of Intersectionality«, TED Talk. Die Ausführungen folgen dem TED Talk.

18 | Ebd.

19 | Ableismus bezeichnet die Vorstellung eines stets gesunden und leistungsfähigen Menschen und die Abgrenzung von allem davon Abfallenden. Siehe: F. Campbell: Contours of Ableism.

20 | K. W. Crenshaw: Demarginalizing the Intersection of Race and Sex.

Wahrnehmung entgegen, die nur einzelne Aspekte einer Diskriminierung sieht: Rassismus ist ein Problem, das Schwarze Männer haben, und Sexismus ein Thema, das weiße Frauen betrifft. Der sexistische Rassismus oder der rassistische Sexismus, den Schwarze Frauen erleben, bleibt eine Leerstelle. Auf Racial Profiling bezogen bedeutet das: Gewalt gegen Frauen wird in der Regel als häusliche Gewalt wahrgenommen. Wenn Schwarze Frauen Opfer von institutioneller und staatlicher Gewalt werden, die sich unter Umständen mit häuslicher Gewalt verschränkt, fallen sie durch die Raster der Analyse. Ihre Namen werden nicht erinnert und ihre Geschichten werden von Bewegungen gegen rassistische Polizeigewalt häufig nicht verwendet, weil sie dem gängigen Verständnis von Racial Profiling nicht entsprechen. Jüngst hat Andrea J. Ritchie mit einer beeindruckenden Studie, die sich unter anderem mit Polizeigewalt gegen Sexarbeitende beschäftigt, diese Unsichtbarmachung von Racial Profiling und Polizeigewalt gegen Frauen of Color analysiert und Beispiele von Widerstand dokumentiert.²¹

Crenshaws Aufforderung, die Namen und Geschichten von Schwarzen Frauen in die Kämpfe gegen rassistische Gewalt miteinzubeziehen, um die vielen Fälle von Racial Profiling sichtbar zu machen, die in der Regel nicht erkennbar sind, hat uns während der Arbeit an diesem Buch kontinuierlich beschäftigt. Wie müssen wir fragen, schauen, denken, fühlen und suchen, wenn wir die bekannten Bilder erweitern wollen, die junge Schwarze Männer als Opfer von Racial Profiling zeigen? Dabei geht es nicht darum, deren Erlebnisse abzuwerten, sondern Erfahrungen aufzusuchen, die in diesen Bildern nicht zum Ausdruck kommen können. Zum Beispiel, indem wir fragen, wie die Polizei im häuslichen Bereich interveniert, wie sie Erziehungs- und Betreuungsverhältnisse reguliert, wie sie mit Menschen mit psychischen Behinderungen umgeht oder in die Sexarbeit eingreift. Was bedeutet Polizeigewalt für Butches und Dykes, für Menschen mit Autismus, für androgyne Frauen, für armutsbetroffene Transmänner, für gehörlose Menschen, für non-binäre Personen oder für Menschen mit einer Sehbehinderung? Und was bedeutet sie für die Care-Netzwerke von Menschen of Color – was bedeutet es für Kinder, Schwestern, Brüder, Mütter, Partner*innen und Freunde*, mit den vielfältigen Effekten staatlich legitimierter Gewalt zu leben? Was bedeutet es, nicht nur die öffentlichkeitswirksamen Momente von Racial Profiling in den Blick zu nehmen, sondern auch das alltägliche Leben und Überleben mit dieser Form der Gewalt?

In Freundschaften und Liebesbeziehungen kommt die unterschiedliche Betroffenheit durch Rassismus, Sexismus und andere Herrschaftssysteme auf besonders schmerzhafte Weise zum Ausdruck und wird dabei auch auf besondere Weise artikulierbar. Das Ringen um eine gemeinsame Sprache,

21 | A. Ritchie: Invisible No More.

welche lebensfeindlichen Strukturen trotzt, und die Schwierigkeit, Gewalt innerhalb von intimen und familiären Beziehungen zu benennen, ohne sie zu reproduzieren, zeigt sich im Artikel »Herzwerk« von Romeo Coyote Rosen und Jasmine Keller. Die vielfältigen Folgen von Racial Profiling im Alltag von Menschen sind zudem Thema der Gedichte in diesem Band. Literarische Texte können die Linearität des Schreibens aufbrechen und die Spaltung zwischen Affekt und abstraktem Denken – ein Markenzeichen westlicher Wissenschaft – verringern oder zumindest einen Moment in der Schwebe halten. Gerade die lyrischen, dialogischen und experimentelleren Texte in diesem Band zeigen, wie komplexe strukturelle Ausgrenzungen denk-, fühl- und damit vermittelbar werden können. Dabei legen sie oftmals auch ein Wissen und eine Klarheit frei, die aus intersektionalen Erfahrungen erwachsen können. Etwa wenn Fatima Moumouni im Gedicht »Zugfahren« aufsteht und ihrem Spiegelbild zunickt, bevor sie der Beamtenwillkür ihre Fragen entgegensezt.

Barbara Christian sieht im kreativen Schreiben eine Form des *theorizing*, welche das persönliche Erleben von Wissen und die Sinnlichkeit von Sprache als Ausgangspunkt nimmt. Diese Art der Theoriebildung zielt nicht auf Verallgemeinerung ab oder darauf, Allgemeingültigkeit zu beanspruchen. Sie widersetzt sich einem monolithischen Denken, wie es auch dem Rassismus und vergleichbaren dominanten Denksystemen zugrunde liegt.²² Ein solches Schreiben entsteht aus der Notwendigkeit, sich selbst, der eigenen Wahrnehmung, dem eigenen Leben und Überleben Raum zu verschaffen. Es basiert auf der Vielfalt von Erfahrungen, ohne diese systematisieren oder eindampfen zu wollen, und nähert sich dem Unbenennbaren durch die poetische Sprache. In »so ein gefühl« beschreibt Amina Abdulkadir ein diffuses Unbehagen und zwei Füße, die sie trotz allem weitergehen lassen. Und in »Neuanfänge« feiert Edwin Ramirez, der ständig der Skepsis ableistischer und rassistischer Stimmen begegnet, ein vielstimmiges Lebensglück, das mit Verbündeten geteilt werden will. Für Audre Lorde ist Lyrik eine wesentliche Ausdrucksform für Menschen mit begrenzten ökonomischen und symbolischen Ressourcen, »die literarische Hauptrichtung von mittellosen Frauen«, von Arbeiterinnen und Frauen of Color. Denn von allen Kunstformen sei Lyrik die sparsamste: »Sie ist die geheimste, die der wenigsten physischen Arbeit bedarf, am wenigsten Material benötigt, sie kann zwischen Schichtdiensten verfasst werden, im Anrichteraum des Krankenhauses, in der U-Bahn und auf Schmierpapier-schnitzeln.«²⁴ Lorde erachtet das Dichten als eine nährende Kraft, in der sich

22 | B. Christian: The Race for Theory, S. 59.

23 | Nach Pierre Bourdieu bezeichnet der soziologische Begriff der symbolischen Ressourcen die Möglichkeiten zur Erlangung von sozialer Anerkennung und Prestige.

24 | A. Lorde: Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreißen, S. 203.

Erfahrungen verdichten und offenbaren können – zugänglich auch für jene, die mit wenig struktureller Macht ausgestattet sind, denn »Poetry Is Not a Luxury«.²⁵ Poesie durchzieht auch dieses Buch, nicht als Luxus, sondern als Lebenselixier.

WIRKUNGSWEISEN VON RASSISMUS IN DEN INSTITUTIONEN DES RECHTSSTAATS

Um die strukturellen Elemente des Racial Profiling zu verstehen, braucht es neben einer Analyse von Gesellschaft, Politik, Alltag und individuellen Erfahrungen auch ein Verständnis für die Normen und Funktionsweisen des rechtsstaatlich begründeten Gewaltmonopols.²⁶ Denn letztlich hängt die Aufrechterhaltung nationaler Ordnungen wie jener der Schweiz, Österreichs und Deutschlands davon ab, ob es den Sicherheitsbehörden gelingt, dem »Funktionieren staatlicher Autorität« zum Durchbruch zu verhelfen. Wenn nach den Normen und Praxen der Institutionen des Rechtsstaats gefragt wird, die dieses Gewaltmonopol bilden, dann muss neben der Polizei etwa auch die Justiz genauer untersucht werden, da dort struktureller Rassismus auf spezifische Weise seine Wirkung entfalten kann. Für die europäische Diskussion über institutionellen Rassismus war der 1999 veröffentlichte Abschlussbericht²⁷ der britischen Macpherson-Kommission wegweisend, die die fehlgeschlagene polizeiliche Aufklärung der Ermordung eines Schwarzen College-Schülers untersucht hatte. In dem Bericht wurde festgestellt, dass die polizeilichen Ermittlungen im Fall des Schülers Stephen Lawrence durch eine Kombination aus »fachlicher Inkompétence, institutionellem Rassismus und Versagen polizeilicher Führungskräfte« behindert wurden. In einer beispiellosen Aufarbeitung wurde aufgezeigt, wie institutioneller Rassismus der Polizei in Großbritannien funktioniert, als das »kollektive Versagen einer Organisation, die Menschen aufgrund von deren Hautfarbe, Kultur oder ethnischer Herkunft eine angemessene und professionelle Dienstleistung verwehrt hat«.²⁸

Fast zwanzig Jahre später wurde im deutschen Kontext mit dem NSU-Tribunal aufgezeigt, wie alle Hierarchiestufen des Polizeiapparats sowie Justiz, Politik und Verwaltung mitschuldig sind für die jahrelang fehlgeschlagenen Ermittlungen im Falle von neun Morden durch das neonazistische Terror-

25 | A. Lorde: Poetry is not a Luxury, S. 36.

26 | M. Gomolla: Institutionelle Diskriminierung.

27 | Macpherson: Stephen Lawrence Inquiry.

28 | Ebd., 6.43, von Englisch auf Deutsch übersetzt.

netzwerk »Nationalsozialistischer Untergrund« (NSU).²⁹ Trotz vielfältiger Hinweise wurde nicht in Richtung rassistischer Tatmotive ermittelt, sondern ein Zusammenhang zwischen den Opfern und organisierter Kriminalität vorausgesetzt, wodurch die Opfer und deren Angehörige zu mutmaßlichen Täter*innen gemacht wurden. Der NSU-Komplex ist ein tragisches Beispiel dafür, wie sich polizeiliche Ermittlungsarbeit oftmals nicht auf Tatbeweise stützt, sondern auf rassistische Zuschreibungen und die Kriminalisierung migrantischer Menschen. Enorm wichtig für das Verständnis von institutionellem Rassismus in der Justiz wird auch die Arbeit der »Internationalen Unabhängigen Kommission zur Aufklärung der Wahrheit über den Tod von Oury Jalloh« sein, die seit Januar 2018 die Umstände von dessen gewaltsamem Todes im deutschen Dessau untersucht.³⁰ Geprüft werden soll insbesondere, ob die Ermittlungen durch falsche Behauptungen, Manipulation von Beweismitteln und der gerichtsmedizinischen Untersuchungen sowie durch die Ausübung von Druck gegen Zeug*innen behindert worden sind und noch behindert werden.

In welcher Weise rassistische Denk- und Handlungsmuster institutionelle Diskriminierungen hervorbringen und reproduzieren, illustriert Schohreh Golian in ihrem Beitrag zu diesem Band. Am Beispiel von Kontrollpraktiken im Hamburger Stadtteil Altona zeigt sie auf, wie die Polizei im Namen der Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung «Problemquartiere» und «Brennpunkte» konstruiert und dadurch rassistische Gesellschaftsverhältnisse verstärkt. Hinzu kommt, dass die Institution Polizei auf einer Kultur basiert, die von national-patriotischen, hierarchischen, autoritären und patriarchalen Routinen geprägt ist, die sich oftmals wirkungsvoll gegen Kritik immunisieren. Die Effekte solcher machtvoller Praktiken lassen sich auch in besonderer Weise an der Schweizer Südgrenze beobachten: Jana Häberleins ethnographische Beobachtungen beim Grenzwachtkorps in Chiasso machen deutlich, wie Zugehörigkeit und Ausschluss an der Staatsgrenze konstruiert werden.

Der Polizei und dem Grenzwachtkorps nachgelagert ist die Justiz, die abschließend darüber entscheidet, ob polizeiliches Handeln als rechtmäßig zu beurteilen ist. Wie die »Allianz gegen Racial Profiling« in einer Stellungnahme vom April 2018 schreibt, muss auch dann von institutionellem Rassismus gesprochen werden, wenn »Opfer rassistischer Polizeigewalt in der Realität keine Aussicht auf ein faires Verfahren haben, sondern in der Tendenz auf Frei-

29 | Vgl. die diversen Texte in Karakayali et. al.: Den NSU-Komplex analysieren; vgl. auch die Website »Tribunal ›NSU-Komplex auflösen‹«, nsu-tribunal.de (abgerufen am 28.12.2018).

30 | Website der Kommission (deutsch und englisch): Internationale unabhängige Kommission zur Aufklärung der Wahrheit über den Tod des Oury Jalloh, ouryjallohcommission.com (abgerufen am 30.12.2018).

spruch untersucht wird«.³¹ Um Racial Profiling zu begreifen, braucht es somit auch ein Verständnis davon, inwieweit es der Justiz gelingt, den Anspruch auf Gleichheit aller Bürger*innen vor der Verfassung unabhängig von *race*, Nationalität und Herkunft einzulösen. In seinem Beitrag beschreibt Tarek Naguib, wie struktureller Rassismus in der Verfasstheit moderner Nationalstaaten und ihrem Recht angelegt ist, und erläutert die Gründe, weshalb der rechtsstaatliche Grundsatz der Gleichheit vor der Justiz ins Leere läuft, wenn die Polizei auf der Anklagebank sitzt. Aufgrund mangelnder Unabhängigkeit der Strafuntersuchungsbehörden und einer Justiz, die nicht bereit ist, der Polizei bei der Ausübung ihrer Autorität Schranken zu setzen, kommt es kaum je zu strafrechtlichen Verurteilungen von Polizist*innen aufgrund rassistischer und gewalttätiger Übergriffe. Hinzu kommen hohe soziale und prozedurale Hürden, die es People of Color praktisch verunmöglichen, mit den Mitteln des Rechts gegen einen übermächtigen Polizei- und Justizapparat für ihre Rechte einzustehen.

EMANZIPATION UND WIDERSTAND

Viele von Racial Profiling betroffene Menschen berichten, wie sie jahrelang geschwiegen, die Erfahrungen hinuntergeschluckt und versucht hatten, mit den Kontrollen und der steten Gefahr ihrer Wiederholung im Alltag irgendwie leben zu können und einen Umgang damit zu finden.³² Es brauchte Zeit, um aus eigenen Schuldzuweisungen und dem »Herunterschlucken« des Erlebten in eine aktive Auseinandersetzung zu kommen und sich selber dazu zu ermächtigen. Denn es braucht Mut, sich entgegen allen Erfahrungen ein gewaltfreies, selbstbestimmtes Leben zuzutrauen und für das Recht darauf einzustehen.³³ Ein zentrales Element und Ausgangspunkt für diesen Prozess des Empowerments ist – wie bell hooks schreibt – die Widerrede, das *talking back*.³⁴ Sie spricht von der »Geste mutiger Aufsässigkeit, die heilt, die neues Leben schafft und neues Wachstum ermöglicht«.³⁵ Dieser Akt des Widerredeleistens sei »nicht nur eine Geste der leeren Worte. Es ist Ausdruck unserer Bewegung vom Objekt zum Sub-

31 | Allianz gegen Racial Profiling: Stellungnahme vom 8. April 2018.

32 | Vgl. Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling: Racial Profiling – Erfahrung, Wirkung, Widerstand.

33 | »For one must distinguish the desire for power from the need to become empowered – that is, seeing oneself as capable of and having the right to determine one's life« (B. Christian, *The Race for Theory*, S. 61).

34 | b. hooks: *Talking Back*, S. 12.

35 | Ebd., S. 9, eigene Übersetzung.

jekt – die befreite Stimme«.³⁶ Ganz ähnlich beschreibt Mohamed Wa Baile diesen Prozess des Empowerments, den er mit der »Allianz gegen Racial Profiling« erlebt hat: »Die negativen Gefühle, die die Erinnerung an die Polizeikontrollen auslösen können, gibt es nicht mehr. Ich bin befreit durch den gewaltfreien Widerstand und die Solidarität, die es heute gibt. Das Gefühl der Erniedrigung ist weg.«³⁷

Die geteilte gemeinsame Widerrede, die auf Solidarität beruht, kann helfen, eine mit Ängsten und Ohnmachtsgefühlen behaftete Erfahrung des Racial Profiling zu transformieren: »Ich glaube, es hilft, wenn ich jemandem erzählen kann, dass ich gerade kontrolliert wurde. Das nimmt Druck weg. [...] Ich bin zuerst nervös, aber sobald ich es jemandem erzählen kann und er mir seine Meinung dazu sagt, ist das eine Erleichterung.«³⁸ Der kollektive Widerstand eröffnet neue narrative Räume, in denen Menschen die Gewaltförmigkeit von Rassismus durch ihre Erzählungen öffentlich und fassbar machen und diesem gleichzeitig etwas entgegensetzen können.

Solche empowernde Räume entstehen an unterschiedlichen Orten. So verweist Romeo Koyote Rosens und Jasmine Kellers Beitrag in diesem Buch auf die Bedeutung lesbischer und queer-feministischer Kollektive als Orte des Widerstands gegen verschiedene und ineinander verschränkte Formen der Unterdrückung. Obwohl postkolonialer und Schwarzer Widerstand in Räumen, die den Aufstand gegen sexuelle und geschlechtliche Normen proben, oftmals nur am Rande (wenn überhaupt) thematisiert wird, bieten sie einen Raum der Widerständigkeit. Gerade weil Erfahrungen von Homophobie, Transphobie und Sexismus für queere Menschen of Color untrennbar mit Rassismuserfahrungen verschränkt sind, bilden solche Räume wichtige Ausgangspunkte für Prozesse des Empowerments und des Widerstands; so ist etwa das *Sündikat* in Zürich, eine autonome Plattform, wesentlich durch die Initiative von genderqueeren Menschen of Color entstanden. Ein weiterer bedeutender Ort insbesondere für People of Color mit prekärem Aufenthaltsstatus ist die Autonome Schule Zürich (ASZ), die eine wichtige Funktion als *safe space* einnimmt und von wo aus in jüngster Zeit vielfältige politische Impulse gegen Racial Profiling im städtischen Raum ausgegangen sind, wie der Beitrag des Autor*innenkollektivs der ASZ dokumentiert.

Über Erfahrungen der Diskriminierung zu sprechen genügt nach bell hooks nicht, um sich aus der Rolle des Objekts zu befreien. Selbstermächtigung setzt dann ein, »wenn wir zu verstehen beginnen, auf welche Weise Herrschaftsstrukturen das eigene Leben bestimmen, wenn wir

³⁶ | Ebd.

³⁷ | Interview der Kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling mit Mohamed Wa Baile.

³⁸ | Interview der Kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling mit Denis Kramer (Name geändert).

kritisches Bewusstsein und die Fähigkeit zum kritischen Denken entwickeln, wenn wir neue, alternative Lebensgewohnheiten ersinnen und aufgrund dieses marginalen Raums von Differenz in uns Widerstand leisten«.³⁹ Es braucht eine »Politik der Verortung« und Räume, von denen aus gesellschaftliche Normen und Werte hinterfragt und ein »Prozess der Revision« starten kann,⁴⁰ um überhaupt erst mal die eigenen Erfahrungen zu verstehen. Wilson A. beschreibt diesen Prozess folgendermaßen: »Ich fragte mich selbst: Bin ich denn ein Problem? Ich musste mit mir selbst reden: Bin ich wirklich ein Unruhestifter? Mache ich Probleme? Bin es nur ich, dem das passiert? Ich musste herausfinden, ob ich vielleicht meine Lebensweise ändern muss, oder wie ich mich kleide, oder wohin ich gehe. Dann fing ich an, Menschen zu treffen. Ich realisierte, dass jede Person, die ich traf, eine Geschichte zu erzählen hatte. Das gab mir das Bild: Ah, es bin nicht nur ich, der das erlebt!«⁴¹

Der Widerstand von Wilson A. und Mohamed Wa Baile zeigt eindrücklich, wie Selbstermächtigung durch die kollektive Artikulation des antirassistischen Widerstands und den damit verbundenen Erkenntnisgewinn entstehen kann. Nach mehrmonatiger Vorbereitung solidarisierten sich am Tag der Gerichtsverhandlung über hundert Personen mit dem Anliegen von Mohamed Wa Baile. Nicht mehr die Einschüchterung durch das autoritäre Auftreten der Polizei und die Befürchtung, sich schutzlos zu exponieren, standen im Vordergrund, sondern die Entschiedenheit, gemeinsam institutionellen Rassismus zu bekämpfen. Auch das Plädoyer der Anwältin rückte die Kultur und Praxis der De-thematisierung von Racial Profiling in den Mittelpunkt. Rohit Jain schildert in seinen ethnographischen Reflexionen zum Prozess, wie es dem Kollektiv gelang, Kritik in das bestehende Justizsystem einzuschleusen, ohne sich dabei von den zahlreichen Hürden beim Zugang zum Recht einschüchtern zu lassen. Und das »Forschungskollektiv Rassismus vor Gericht«, das den Prozess systematisch dokumentierte, legte in seiner soziologischen Analyse offen, wie der Richter das Ziel verfolgte, Rassismus zu desartikulieren.⁴² »Meine Hautfarbe ist genug, um dein Vertrauen zu verlieren«, dichtet Amina Abdulkadir vor dem Bezirksgericht Zürich, kurz bevor Mohamed Wa Baile schuldig gesprochen wird. Der Beitrag ist ebenfalls in diesem Buch gleich im Anschluss an dieses Vorwort abgedruckt.

39 | b. hooks, Sehnsucht und Widerstand, S. 55.

40 | Ebd., S. 145.

41 | Interview der Kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling mit Wilson A.

42 | Prozessbeobachtungsgruppe, in: stop-racial-profiling.ch, <https://bit.ly/2IMalU> (abgerufen am 30.12.2018).

Ein weiteres Beispiel eines aktivistischen Formats ist das Tribunal, mit dem der strukturelle Rassismus auf die Anklagebank gesetzt wird, um ihn endlich öffentlich verhandelbar zu machen. Mohamed Wa Baile und Ellen Höhne zeigen in ihrem Beitrag »Hautverdächtig«, wie das Tribunal einerseits versucht, einen sicheren Raum zu schaffen, in dem sich People of Color zu ihren Erfahrungen im Umgang mit rassistischen Polizeikontrollen austauschen können, und andererseits eine Öffentlichkeit herzustellen, in der eine antirassistische Kritik formuliert werden kann. In Anlehnung an die Autorin Chimamanda Ngozi Adichie, die vor der Gefahr warnt, nur eine einzige Geschichte zu erzählen und damit ein bedenkliches Missverständnis zu riskieren,⁴³ sollen im Tribunal unterschiedliche Erzählungen eine Bühne erhalten und damit viele Facetten des Erlebens rassistischer Gewalt erkennbar werden. So unterscheidet sich die Situation von Menschen, die über einen sicheren Aufenthaltsstatus verfügen, radikal von denjenigen illegalisierter Menschen, Geflüchteter und Menschen, die um Asyl ersuchen, von denen einige ihre Erfahrungen im Rahmen eines Tribunals der Allianz gegen Racial Profiling im Dezember 2016 in der Grabenhalle in St. Gallen aus Angst vor Repressalien hinter einem Vorhang schilderten. Dabei soll es im Sinne einer postmigrantischen Gesellschaft letztlich darum gehen, dass alle Menschen, die in einem Land leben, und all jene, die noch kommen werden, in diesem Land ein Zuhause finden, ohne sich ständig rassistischen Polizeihandlungen und den verschiedenen omnipräsenten Formen des Alltagsrassismus aussetzen zu müssen.

WAS BEDEUTET UNS DIESES BUCH? SELBSTVERORTUNGEN DER HERAUSGEBER*INNEN

Wir teilen als Herausgeber*innen dieses Bandes die Einsicht, dass Racial Profiling ein gewichtiges Element eines gewaltförmigen, strukturellen Rassismus ist, von dem wir alle auf enorm unterschiedliche Art und Weise betroffen sind. Wir teilen die Einsicht in die Notwendigkeit, sich gegen Racial Profiling zu wehren und bestehende Widerstandsbewegungen zu unterstützen. Wir erachten das Wissen, das in diesen Widerstandskontexten entsteht und in erster Linie von Schwarzen Menschen, People of Color und Menschen mit einer Migrationsgeschichte entwickelt wird, als enorm wertvoll für die ganze Gesellschaft. Wir wollen es aufnehmen und verwenden, um dominante Annahmen von Zugehörigkeit, Sicherheit, Demokratie und Gerechtigkeit kritisieren und eine andere Gesellschaft denkbar machen zu können.

43 | Adichie: The Danger of a Single Story, TED Talk.

Neben diesen Gemeinsamkeiten, die es uns ermöglichen, kollektiv an diesem Buch zu arbeiten, bestehen auch vielschichtige Differenzen zwischen uns. Es ist uns wichtig, diese Unterschiede zu reflektieren und auszuhalten, um gemeinsame Visionen entwickeln und Gerechtigkeit »von unten« fordern zu können. Auch von dort, wo die Überschneidungen verschiedener Ausschlussmechanismen am komplexesten sind und wenig sichtbar werden. Wir sind unterschiedlich von Rassismus, Homophobie, Sexismus und Klassismus sowie anderen Formen (multipler) Diskriminierung und Privilegierung betroffen. Unser Aktivismus bewegt sich in verschiedenen Feldern, die sich teilweise auch aneinander reiben. Einige engagieren sich innerhalb der Akademie, andere wirken in Solidaritätsstrukturen mit Geflüchteten mit, einige wehren sich aktivistisch gegen Racial Profiling, andere reagieren mit künstlerischen Mitteln gegen Rassismus, einige verwenden juristische Mittel, um gegen Racial Profiling vorzugehen, andere sind in Schwarzen, queer-feministischen Netzwerken aktiv. Bei uns allen verbinden sich diese unterschiedlichen Aktivitäten und dies macht es schwierig, zwischen Aktivismus, Lohnarbeit, Freundschaften, Care, Forschung, Politik, Kunst und Widerstand zu unterscheiden. Aber auch innerhalb solcher Verbindungen sind unsere Erfahrungen von großen Unterschieden gezeichnet. Einige werden durch ihre rassifizierten Körper als Fremde markiert und sind pausenlos Alltagsrassismus ausgesetzt. Andere gehen manchmal als weiß durch und werden manchmal über ihre Namen, Geschichte und ihre Familien als fremd positioniert und rassistischen Angriffen ausgesetzt.

Für die einen von uns ist Racial Profiling eine Erfahrung, die ihre Bewegungsfreiheit im öffentlichen Raum täglich einschränkt. Sie müssen diskriminierende und gewalttätige Kontrollen über sich ergehen lassen – Widerstand ist für sie auch eine Frage des Überlebens. Für andere ist es ein Problem, das sie als politische Aktivist*in, als Freund*in von kontrollierten Menschen, als Beobachter*in von Polizeieinsätzen kennen. Für sie ist es eine dringliche Thematik, die sie sich dennoch vom Leibe halten können, wenn sie es wollen. Die Frage, wie und ob wir mit solchen unterschiedlichen Zugängen zum Thema überhaupt zusammenarbeiten können, begleitete uns darum während der Arbeit an diesem Projekt. Um diesen Dissonanzen Raum zu geben, beinhaltet diese Einleitung fünf Texte, in denen wir uns mit unseren eigenen Positionierungen und unseren spezifischen Formen der Involviertheit auseinandersetzen. Ausgangspunkt unserer persönlichen Reflexionen ist das Bild rechts, auf dem das Collectif Afro-Swiss zu sehen ist, das sich am Montag, 7. November 2016 mit Mohamed Wa Baile vor dem Bezirksgericht in Zürich solidarisiert.

Mohamed va Baile, in Whiteface, mit dem Collectif Afro-Swiss am Tag des Prozesses vor dem Bezirksgericht Zürich.



BILD: KEYSTONE | ENNIO LEANZA

MOHAMED WA BAILE

Einzig die Hautfarbe. Hast du keine Angst vor dem Schwarzen Mann? Selbstverständlich! Schweizer Polizist*innen halten regelmäßig Menschen dafür an, dass sie Schwarz sind. Oder, um es »objektiv« zu formulieren, sie kontrollieren Schwarze Menschen, weil sie sie verdächtigen nicht hierherzugehören, illegal zu handeln oder die Absicht zu haben, illegal zu handeln. Bestimmte Orte vermeiden oder nicht, sich in Schale werfen oder ungezwungen bekleidet sein, weg- oder hinschauen. Nichts ist eine Garantie gegen Racial Profiling. Einzig die Hautfarbe.

Weiße Menschen haben Schwarze in der Schweiz schon lange um sich. Aber weiße Blicke gibt es immer, wo Schwarze sind, überall, wo der Kolonialismus Weißsein »normal« gemacht hat. Der Blick bedeutet, dass Schwarze Menschen kein Recht haben, in der Schweiz zu leben. Bösartig primitiv ist, wenn die weißen Blicke von Polizist*innen kommen. Schwarz zu sein bedeutet angestarrt, angehalten, heftig zu Boden gerissen, abgeführt und kontrolliert zu werden.

»In Kamerun musste ich immer wieder meinen Ausweis zeigen und ihnen dazu noch Geld geben«, erzählte mir ein weißer Polizist, der mich allein im Zug kontrollieren wollte. Einmal hat mich die Polizei aus dem Zug genommen und auf einen Posten in Olten gebracht. Nur durch Gnade der Poli-

zei konnte ich arbeiten gehen und am Abend die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie treffen, die aus ihrem Roman *Americanah* im Festsaal Kaufleuten Zürich vorlas.

»Ausweis bitte«, sagte ein anderer weißer Polizist, als ich und zwei andere Schwarze Menschen im Zug von Innsbruck zurück nach Bern fuhren. Wir kamen von einer antirassistischen Tagung von ERIF (European Race and Imagery Foundation), wo wir eine Performance zu Racial Profiling aufgeführt hatten. Warum gerade wir? »Ich mache Migrationskontrollen«, sagte uns der Polizist ganz selbstverständlich. Wir zeigten unsere Ausweise nicht – er ging. Am Abend konnte ich im Schlachthaus Theater in Bern ein Podiumsgespräch mit anderen People of Color durchführen, nach dem Stück *Black Off!* der südafrikanischen Schauspielerin Ntando Cele.

Seit 2015 widersetze ich mich rassistischen Polizeikontrollen. Am 5. Februar im Hauptbahnhof Zürich fanden zwei Polizisten und eine Polizistin bei ihrer regulären Durchsuchung keinen roten Pass auf meinem Schwarzen Körper. Dafür stellten sie mir eine Rechnung, die ich nie bezahlen werde. Auch nicht mit Spendengeldern.

Als Mitbegründer der Allianz gegen Racial Profiling spüre ich die Kraft, wenn antirassistische Aktivist*innen mobilisieren, gegen strukturelle Diskriminierung rebellieren und Widerstand leisten. Ich erinnere mich, wie wir uns um vier Polizist*innen stellten, in Solidarität mit einer Schwarzen Frau, die gewaltvoll kontrolliert wurde. Es war in der Mittagspause des Gerichtsprozesses von Wilson A. Wie wir war sie dort in Solidarität mit Wilson A. Auf dem Weg zu uns in einen nahegelegenen Park sah sie, wie die Polizist*innen eine Schwarze Person kontrollierten. Sie ging hin und machte Fotos mit ihrem Handy. Plötzlich sahen einige, dass ein Polizist sie gegen die Wand drückte. Wir taten genau das, wofür die Schwarze Frau angegriffen wurde: Wir kamen, machten Fotos und filmten. Es war extrem wichtig, dass wir bis zum Schluss neben ihr standen. Sie erzählte uns, dass sie gesehen hatte, wie der Polizist zitterte, als er Notizen machte. Solidarität macht uns bewusst, dass wir alle direkt oder indirekt von Racial Profiling betroffen sind und gemeinsam dagegen ankämpfen können. Eine ähnliche Szene spielte sich auch woanders ab, vor einem Durchgang zur Badi in Zürich. Drei Polizist*innen hatten ungefähr sieben junge Schwarze Männer in einer Reihe aufgestellt und kontrollierten sie. Velofahrer*innen entschieden spontan, nicht einfach vorbeizufahren. Jemand fragte die Polizist*innen, warum sie diese Leute kontrollierten. Ein Polizist antwortete, dass er das wegen Persönlichkeitsschutz nicht sagen könne, aber die Kontrollierten es schon wüssten. Also fragte die Person die Kontrollierten. Einer antwortete, er hätte keine Ahnung. Die Person sagte dann zum Polizisten, dass sie offenbar nicht wüssten, warum sie kontrolliert würden. Nach ein paar Wortwechseln schaltete sich ein weiterer Polizist ein und wollte die Person weggeschicken. Weitere Personen kamen hin. Sie blieben solidarisch bis zum Schluss und riefen: »Stopp Racial Profiling!«

Was geschieht, wenn Antirassismus unsere Handlungen prägt? Was geschieht, wenn eine zunehmende Anzahl Menschen of Color sich weigern, ihre Ausweise der Polizei zu zeigen, wenn sie angehalten werden, weil sie nicht weiß sind? Was passiert, wenn Widerstand gegen Racial Profiling zum Normalzustand wird? *Fight the power!*

SERENA O. DANKWA

Ungeschminkt. Weshalb tut er das? Weshalb exponiert Mo sich so sehr, dass er sogar sein Gesicht bemalt? Und erst noch mit Weiß, der Farbe der Geister, der Farbe der Toten. Weshalb wehrt er sich, während mir viele andere Schwarze Menschen entgegnen: Lass die Kontrollen einfach über dich ergehen, in anderen Ländern ist es noch schlimmer, stell keine Fragen, sei froh, dass du dich ausweisen kannst, es ist normal, dass sie dich kontrollieren, sie machen nur ihren Job, was ist denn dein Problem?

Farbe auftragen, um die eigene Sichtbarkeit selbst einzufärben, das stete ungewollte Markiertsein mit eigenen Inhalten füllen. Und hinter ihm Schwarze Frauen, die ungeschminkt Mos Ruf nach Unterstützung folgen. Ich gehöre zu denjenigen Schwarzen Frauen, die selten kontrolliert werden. Weil ich dem Beamt*innenblick weder ausweiche noch ihn zu lange erwidere? Weil ich weder als provokativ noch als auffallend unauffällig gesehen werde? Und dennoch war mein Leben immer begleitet von der Frage, inwiefern geteilte Erfahrungen des Auffallens, des Andersseins tragfähig sind und ob Andersfärbungen und Mehrfachzugehörigkeiten Gemeinsames hervorbringen können. Was braucht es, um sich gemeinsam gegen Ausschlüsse verbünden zu können? Was hindert uns daran? Die Angst, uns selbst zu »den Anderen« zu machen und Separatismus vorgeworfen zu bekommen, wenn wir als Afro-Europäer*innen gewisse Dinge zuerst unter uns bereiten wollen? Die Angst, durch die Verschwesterung mit Frauen, die vielleicht weniger privilegiert sind als wir, eigene Selbstverständlichkeiten überdenken und Privilegien verlernen zu müssen?

Lange Zeit bin ich einer systematischen Auseinandersetzung mit Rassismus aus dem Weg gegangen. Zu sehr war ich damit beschäftigt, die alltäglichen Verletzungen einzuordnen und wegzu stecken, um Raum zu schaffen zum Träumen, zum Denken, um Musik zu machen und um andere Orte zu finden, Orte an denen ich nicht auffalle, Städte, in denen ich eine von vielen bin oder, mit Taiye Selasis Worten, in denen Multikulturalität Alltag ist.⁴⁴ Doch zu Hause, zurück in der Schweiz, wurden mein »Anderssein« und die Themen Rassismus und Migration immer wieder an mich herangetragen – aufgrund von Haut und Haaren, aufgrund meiner kindlichen Migrationserfahrung, aufgrund meiner

44 | T. Selasi: Don't ask me where I am from, ask me where I am local, TED Talk.

wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Afrika? Erst durch die Arbeit bei einer unabhängigen Beratungsstelle im Bereich Frauenhandel, Sexarbeit und Migration verfestigte sich die für mich relevante Expertise: der Blick für die Gewalt, die mit institutionellen und strukturellen Ausgrenzungen einhergeht. Und erst durch die Gründung von *Bla*Sh*, zu Beginn ein loses Netzwerk von queer-feministischen, Schwarzen Frauen, fasse ich den Mut, Rassismus, Sexismus und anderen lebensfeindlichen Strukturen die Stirn zu bieten.

Black She, verkürzt *Bla*Sh* – nicht blush, kein Erröten, sondern ein Blitzen und Schillern in den von uns gewählten Farben – entstand langsam und lose aus zaghaften Küchentischtreffen. Ein weiches »Wir« entsteht noch immer, ein Wir von Menschen, die es sich leisten können, sich über den Selbstschutz hinaus zu verbünden. Obwohl wir lange nicht immer wussten, warum genau wir uns treffen, was uns verbindet und mit welchen Worten wir uns die gewichtigen Fragen stellen können. Es ist die Suche nach einer Sprache, die es möglich macht zu erfahren, wo der Schmerz einer Anderen sitzt, ohne sie zu verletzen, eine Sprache, die es möglich macht zu hören, wie sie den subtilen Ausgrenzungen begegnet, wie sie sich in der Schweiz eingerichtet hat, was aus ihrer Sehnsucht nach einem multikulturellen Anderswo geworden ist und ob ein neues Hier und Jetzt daraus hervorgeht.

Die »Handwerksgeschichten« in diesem Buch sind ungeschminkt. Es ist ein Gespräch zwischen Schwarzen Frauen, die sich entscheiden können, ob sie sich bei einer Kontrolle ausweisen wollen oder nicht. Und dennoch, trotz unserer Privilegien die Frage: Wie viel Schminke braucht es für jede von uns, um das auszuhalten, was unsagbar bleibt? Und was bräuchte es, damit wir ungeschminkt, unter unseren eigenen Namen, diese Geschichten hier erzählen könnten?

TAREK NAGUIB

White of Color. Mehrmals erzählte mir Mo von den rassistischen Polizeikontrollen, die er erfährt. Von seiner Wut und seinen Theaterstücken, die er schreibt und vorträgt, um dieser Wut Ausdruck zu verleihen. Und er fragte mich immer wieder, was ich denn tun würde, ob ich eine Idee hätte, gegen diesen Rassismus zu kämpfen. Ich zögerte, weil ich mich nicht traute. Mir nicht traute. Weil ich es schwierig finde, gegen Rassismus anzutreten und zugleich nicht von Rassismus betroffen zu sein, zumindest nicht in einer Weise, die mich in meinem Innersten erschüttern kann.

Fein rein. Fein raus. Nicht direkt betroffen. Nur indirekt über meinen Vater. Ich erinnere mich, wie ich ihn verteidigte, meinen Vater. Hartnäckig stellte ich sie zur Rede, die Arbeitskollegen und die Nachbarn, die ihn hinterrücks als »Kamelstreiber«, »Araber und so« beschimpften. Ich konfrontierte den Nachbarn, doch mein Vater winkte ab, sagte, ich solle das sein lassen, das gehe mich nichts an. Und der betrunkenen Nachbar erwiederte: »Ja du, du siehst gar nicht wie dein Name aus.«

Das musste ich mir oft anhören: »Oh, Tarek, ein schöner Name. Ich war als Kind in Tarek verliebt, ich erinnere mich an dieses romantische Buch. Was, dein Vater kommt von Ägypten? Das sieht man gar nicht. Aber Tarek, das ist ein schöner Name. Mmmhhhh.«

Fein rein, fein raus. »Dein Vater verdient viel Geld, er ist Chef, gell? Der hat Geld, dir geht es gut, du wirst mal viel erben. Wie hat er das gemacht? Die Ägypter sind gescheit, konnten auch Pyramiden bauen. Die alten Ägypter. Sind die neuen auch so?« Bleib mir vom Leib.

Meine Eltern hatten weiße Freundinnen und Kollegen. Meine Mutter. »Ä Chäsertochter. Was macht sie eigentlich mit dem Araber?« Dieser privilegierte Ägypter aus der Kairoer Mittelschicht, assimiliert. Mein Vater, dessen handgeschriebenen Brief von 1977 ich erst jüngst entdeckte, in dem er sich als »guten Schweizer, der gut integriert ist« beschreibt, ein Schreiben an die Einbürgerungskommission der Gemeinde O.

Zurück zu Mos Frage: Vor was hatte ich Respekt? Ich hatte Respekt davor, als White of Color ohne*mit Rassismuserfahrung mein Privileg und meine Ressourcen als Jurist und Aktivist für antirassistische Arbeiten einzusetzen, rassistische Strukturen herauszufordern, auf Kosten eines Schwarzen Mannes, der Rassismus jeden Tag direkt am eigenen Leib erlebt und sich riskiert, weil er sich exponiert. Sich aussetzt. Sich selbst riskiert, wenn er verliert. Und ich könnte mich fein rausziehen, wenn es brenzlig würde. Zugunsten meines Ansehens als Forscher, Gutachter im Antidiskriminierungsrecht? Neutral bleiben heißt, nicht politisch sein, so das Credo der Aufklärung.

Ich passe hüben wie drüber: Tarek, respektiert unter manchen Aktivist*innen und Forscher*innen zu Rassismus als arabischstämmiger Kanake. Zugeleich unsichtbar für die Dominanzgesellschaft, keine Gefahr, keine Angst vor dem weißen Mann. Passen hier. Passen dort. Ich kann meine Karten des doppelten Privilegs ausspielen. Einerseits: Ich bin Araber in Europa, irgendwie legitimiert, Rassismus zu kritisieren. Andererseits: Ich bin weiß, nicht wütend, nicht aggressiv, vor mir hat niemand Angst.

Doppelzüngig. Sprich doch einfach mit doppelter Zunge. Zugunsten jener, die wirklich von Rassismus betroffen sind. Mit den Mitteln eines Juristen, einer Profession, die sich keinen Deut um den Rassismus kümmert. Eines weißen Juristen, eines White Lawyer of Color.

Ich mache es, habe ich mir bei der dritten Anfrage von Mo gedacht, als wir uns wieder über seine Erfahrungen austauschten, seine Erfahrungen von Racial Profiling. Aber hey, Mo: »Mit voller Wucht des Rechts gehen wir da vor. Widerstand. Kollektiver Widerstand. An die Öffentlichkeit. Vernetzen. Konfrontation. Politik. Gesellschaft. Spiegeln. Das birgt viele Risiken. Vielleicht kriegen >wir auf den Deckel.«

Wir? Fein rein, fein raus. Mir kann nichts passieren. Dachte ich.

PATRICIA PURTSCHERT

Farbneutral. Mohamed Wa Baile in Whiteface blickt mich an, als ich im November 2016 das Internet durchforste und zufällig auf sein Bild stoße, das einen Bericht über die Gerichtsverhandlung in Zürich begleitet. »Was ist mit Mo los?«, geht es mir durch den Kopf. Dann wird mir klar, dass ich meine Frage umkehren muss. Was ist mit diesem Land los, so lautet sie richtig, in dem jemand wie Mohamed auf Schritt und Tritt einem grundlosen Verdacht ausgesetzt wird?

Ich blicke in Mos weißes Gesicht wie in einen Spiegel. Es zeigt eine Wahrheit, die in einem weißen Schweizer Alltag mit unendlich viel Aufwand überdeckt wird: dass Bewegungsfreiheit und Demokratie in der Schweiz nicht farbneutral sind. Das beinhaltet für mich auch die Forderung, darüber nachzudenken, wie wir weiß gemacht werden und wie wir kontinuierlich angehalten werden zu vergessen, dass wir weißgemacht sind. Ich denke an meine Kindheit, in der wir in Black-, Brown-, Red- und Yellowface in lächerlichen Verkleidungen an die Fasnacht geschickt wurden und dabei merken sollten, dass wir das auf gar keinen Fall sind: nicht schwarz, nicht braun, nicht rot, nicht gelb. Dies vereinte uns über die nuancierten Aushandlungen hinaus, die im Dorf geführt wurden über die Hellen, die Nicht-ganz-so-Hellen und die auffällig Dunkleren, von denen einige aus Italien kamen, oder mindestens aus dem Tessin oder der Welschschweiz. Auch das wurde uns beigebracht: Weißsein weist zahlreiche Schattierungen auf. Aber wir vereinen uns im Wissen, dass wir nicht nichtweiß sind.

Kürzlich fragte eines meiner Kinder sein Geschwister nach dem hautfarbenen Stift. Ich habe das Kind ungehalten zurechtgewiesen: »Hör mal, was heißt hautfarben? Schau dich doch um in deiner Klasse, bei deinen Freundinnen, welche Farbe hat denn Haut?« Beide Kinder schauen mich betreten an. »Die Betreuerin sagt halt hautfarben«, antwortet das Kind verdutzt. Ich stocke und weiß, dass meine Ungeduld falsch ist, fehl am Platz, und dass ich den Kindern auf diese Weise nichts von dem beibringen kann, was ich ihnen beibringen möchte. Aber meine Ungeduld ist echt. Sie ist ein Zeichen von Wut und Ohnmacht gegenüber einem System, das meinen Kindern, die unzweifelhaft als weiß gelten (obwohl sie Familiennetzwerken im globalen Norden und Süden angehören), täglich bringt, dass sie die Norm sind, und die Anderen die Ausnahme. Es tut mir weh zu sehen, wie diese Trennung eingeübt wird, wie sie eingeschrieben wird in diese kleinen Körper, in ihr Denken, Wahrnehmen und Fühlen. Und gleichzeitig weiß ich, dass meine Zweifel an diesem System, das auf hierarchische Trennungen aus ist, nur dann produktiv sind, wenn ich neue Verbindungen herstellen kann, über die eingeübten Trennungen hinaus. Wie lässt sich die Zurichtung meiner Kinder, die ich im Alltag erfahre, in Verbindung bringen mit den Verletzungen, die nichtweiße Kinder und ihre Eltern erleben? Was bedeutet es für Schwarze

Kinder und für Kinder of Color, mit einem »hautfarbenen« Stift malen zu lernen? Was erzählen sie ihren Eltern abends davon und was nicht? Was antworten ihre Eltern darauf und was behalten sie für sich?

Der Preis, den weiße Menschen für ihre Vorherrschaft zahlen, das habe ich unter anderem von Toni Morrison gelernt, besteht in nichts weniger als ihrer Entmenschlichung. Und die Frage ist in der Tat: Wie bringt man uns weißen Menschen von klein auf bei, die Empathie stillzustellen, die wir angesichts von Rassismus fraglos empfinden müssten? Wie lernen wir, unsere Gefühle so zu entkoppeln von anderen Menschen, dass wir selber glauben, das alles habe nichts mit uns zu tun? Was macht das mit uns, wer werden wir dadurch? Und: Wie sieht ein »weißer« Widerstand aus, der nicht nur die Effekte von Rassismus bekämpft, sondern auch das Regime weißer Überlegenheit? Ein Widerstand, der sich nicht aus Mitleid mit den Anderen speist, sondern aufhört, an eine fundamentale Differenz zwischen »uns« und den »anderen« zu glauben – und der dennoch die Verantwortung für die Gewalt übernimmt, welche mithilfe dieser Differenz ständig aufs Neue erzeugt wird?

SARAH SCHILLIGER

»Die Polizei holen« – mit dieser positiv besetzten Option bin ich aufgewachsen: Herrscht irgendwo Chaos, Unsicherheit, Unruhe – 1-1-7 wählen. Sie sind rasch zur Stelle und lösen das Problem, sorgen für »Ruhe und Ordnung«. Mein Bild von der Polizei als »Freund und Helfer« bröckelt nach ersten Demonstrationserfahrungen in der globalisierungskritischen Bewegung Anfang der 2000er Jahre, wo ich brutale Polizeigewalt miterlebe. Doch erst durch Freundschaften mit Menschen an der Autonomen Schule in Zürich und aufgrund meines politischen Engagements in der schweizweiten Bleiberecht-Bewegung erfahre ich, dass gewaltvolle Polizeikontakte für viele Menschen of Color zum alltäglichen Leben gehören. Sie erleben die Polizei nicht als schützend, sondern bestenfalls als lästig, schlimmstenfalls als existenzielle Gefahr – zum Beispiel als Geflüchteter mit prekärem Aufenthaltsstatus, für den ein Kontakt mit der Polizei eine Abschiebung bedeuten kann. Ich beobachte, wie Compañeras beim gemeinsamen Spaziergang durch die Stadt ständig zusammenzucken, wenn ein Polizeiauto auftaucht oder auch schon nur in der Ferne eine Sirene ertönt.

Für wie viele meiner Mitbürger*innen das Recht, sich sicher im öffentlichen Raum bewegen zu können, eingeschränkt ist, erahne ich aber erst nach den zahlreichen Gesprächen, die wir als »Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling« im Rahmen unserer aktivistischen Forschung 2016/17 führten. Unterschiedlichste Menschen – mit Schweizer Pass oder ohne, Frauen und Männer, jünger und älter – berichten uns von dem alltäglichen Ausnahme-

zustand, in dem sie leben: Überall und jederzeit aus dem Nichts in eine Polizeikontrolle geraten zu können. Peinlichste Befragungen über sich ergehen lassen zu müssen. Wie ein*e Schwerverbrecher*in behandelt zu werden. Und das mitten in der Öffentlichkeit.

Inzwischen laufe ich mit einem anderen Blick durch die Bahnhofshalle, über die Große Schanze in Bern und durch die Zürcher Langstraße. Und ich nehme die Präsenz der Grenzpolizei im Zug mit erhöhter Aufmerksamkeit wahr. Oft sind in diesen Momenten einzelne Episoden wieder präsent, die ich zwar nur aus den Schilderungen in den Gesprächen kenne und nicht am eigenen Leib erfahren habe, die mich gleichwohl betroffen und oft auch richtig wütend machen. Meine Versuche, mich im Fall einer beobachteten Kontrolle einzumischen, glücken nicht immer. Nicht weggucken, stehen bleiben und die Polizei beobachten – ja. Aber ich will ja von der kontrollierten Person nicht als weitere »Gafferin« wahrgenommen werden – wie mache ich auf sinnvolle Art meine Solidarität kenntlich? Und wie vermeide ich, dass sich die Situation durch meine Intervention noch weiter verschärft? Manchmal reicht ein Blick, um der kontrollierten Person zumindest eine Art Komplizenschaft und ein kleines Zeichen der Solidarität zu signalisieren. Oft ist es komplizierter – und zurück bleibt die Ohnmacht, als Individuum in der konkreten rassistischen Situation nicht mehr tun zu können.

Bleibt der Versuch, mit und in den Widersprüchen Politik zu machen und sich kollektiv gegen Rassismus zu wehren. Seit rund zwei Jahren macht die Allianz gegen Racial Profiling diese häufig unsichtbare Form des institutionalisierten Rassismus in der Schweiz öffentlich und politisiert Racial Profiling auf vielfältige Art. So auch an jenem eiskalten Novembertag 2016, an dem aus der ganzen Schweiz Aktivist*innen zum Zürcher Bezirksgericht reisen, um Mo bei seinem Gerichtsprozess zu unterstützen. Mit weißer Schminke im Gesicht erklärt Mo uns – der versammelten Menge (darunter auch einige Journalist*innen) – vor dem Gerichtsgebäude, dass er am heutigen Tag keine Verspätung riskieren wollte. »Deswegen habe ich heute weiße Privilegien benutzt.« Die Blicke, die Mo auf sich zieht, sind für einmal durchaus gewollt: Er will irritieren, Aufsehen erregen, die alltägliche Ordnung unterbrechen. »Es ist nicht mein Tag allein. Es ist ein Tag für alle Menschen, die sich gegen rassistische Kontrollen wehren.«

Es sind solche Momente des gemeinsamen Aufbegehrens, die mir Mut machen. Gemeinsam – im Bewusstsein ganz unterschiedlicher Betroffenheiten von Rassismus, aber auch mit dem geteilten Verlangen, Gleichheit als zentrales Versprechen der Demokratie einzufordern. Und mit dem Wissen, dass Rassismus ein gesellschaftliches Verhältnis ist, das Konjunkturen und Kämpfen unterliegt – womit Veränderungen überhaupt erst denkbar werden.

LITERATUR UND QUELLEN

Adichie, Chimamanda Ngozi: »The Danger of a Single Story«, TED Talk, Juli 2009, in: ted.com, <https://bit.ly/2CFTOb9> (abgerufen am 30.12.2018).

Ahmed, Sara: Living a Feminist Life. Durham/London: Duke University Press 2017.

Allianz gegen Racial Profiling, Prozessbeobachtungsgruppe, in stop-racial-profiling.ch, <https://bit.ly/2IMaluU> (abgerufen am: 30.12.2018).

Allianz gegen Racial Profiling: Stellungnahme vom 8. April 2018. »Rassistischer Polizeigewalt schutzlos ausgeliefert«, in humanrights.ch, PDF via <https://bit.ly/2rZlI0v> (abgerufen am 30.12.2018).

Christian, Barbara: »The Race for Theory«, in: Cultural Critique, Jg. 6 (1987), S. 51-63.

Campbell, Fiona A. Kumari: Contours of Ableism – The Production of Disability and Ableness. Hampshire: Palgrave Macmillan 2009.

Crenshaw, Kimberlé W.: »Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory and Antiracist Politics«, in: University of Chicago Legal Forum, Jg. 1 (1989), S. 139-167.

Crenshaw, Kimberlé W.: »The Urgency of Intersectionality«. Ted Talk, 2016, in ted.com, <https://bit.ly/2fRHITc> (abgerufen am 26.01.2019).

Davis, Angela Y.: Freedom is a Constant Struggle. Ferguson, Palestine, and the Foundations of a Movement. Chicago: Haymarket Books 2016.

Essed, Philomena: Understanding Everyday Racism. Newbury Park: SAGE Series on Race and Ethnic Relations, Bd. 2, SAGE Publications 1991.

Fassin, Didier et al. (Hg.): At the Heart of the State. The Moral World of Institutions. London: Pluto Press 2015.

Goldberg, David Theo: »Racial Europeanization«, in: Ethnic and Racial Studies, Jg. 29, H. 2 (2006), S. 331-364.

Gomolla, Mechtilde: »Institutionelle Diskriminierung. Eine wenig beachtete Dimension von Rassismus«, in: J. Karakayali/Ç. Kahveci/D. Liebscher/C. Melchers (Hg.), Den NSU-Komplex analysieren. Aktuelle Perspektiven aus der Wissenschaft, Bielefeld: transcript 2017, S. 123-144.

Hall, Stuart: Ideologie, Kultur, Rassismus. Ausgewählte Schriften 1, Hamburg: Argument 1989.

hooks, bell: Sehnsucht und Widerstand. Kultur, Ethnie, Geschlecht. Berlin: Orlanda Frauenverlag 1996.

hooks, bell: Talking back. Thinking feminist, Thinking Black. Boston: Taylor & Francis Ltd 1989.

Internationale unabhängige Kommission zur Aufklärung der Wahrheit über den Tod des Oury Jalloh: ouryjallohcommission.com (abgerufen am 30.12.2018).

Karakayali, Juliane / Kahveci, Çağrı / Liebscher, Doris / Melchers, Carl (Hg.): Den NSU-Komplex analysieren. Aktuelle Perspektiven aus der Wissenschaft. Bielefeld: transcript 2017.

Kazeem-Kamiński, Belinda: Engaged Pedagogy. Antidiskriminatorysches Lehren und Lernen bei bell hooks. Wien: Zaglossus 2016.

- Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling:** Racial Profiling. Erfahrung, Wirkung, Widerstand. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung 2019.
- Lorde, Audre:** »Poetry Is Not a Luxury«, in: A. Lorde, Sister Outsider: Essays and Speeches, Berkeley 1985, S.36-39.
- Lorde, Audre:** »Du kannst nicht das Haus des Herren mit dem Handwerkszeug des Herren abreissen«, in: D. Schultz (Hg.), Audre Lorde & Adrienne Rich: Macht und Sinnlichkeit. Ausgewählte Texte, Berlin: Orlanda Frauenverlag 1993, S.199-212.
- Macpherson of Cluny, William:** The Stephen Lawrence Inquiry. Report of an Inquiry. Februar 1999, PDF via <https://bit.ly/2s61xbM> (abgerufen am 28.12.2018).
- Morrison, Toni:** Herkunft der Anderen. Über Rasse, Rassismus und Literatur. Reinbek: Rowohlt 2018.
- Ritchie, Andrea J.:** Invisible No More. Police Violence against Black Women and Women of Color. Boston: Beacon Press 2017.
- Selasi, Tayie:** »Dont ask me where I am from, ask me where I am local«. TED Talk, 2014, in ted.com, <https://bit.ly/2LE82fk> (abgerufen am 30.12.2018).
- Tribunal »NSU-Komplex auflösen«:** nsu-tribunal.de (abgerufen am 30.12.2018).
- Unterweger, Claudia:** Talking Back. Strategien Schwarzer österreichischer Geschichtsschreibung. Wien: Zaglossus 2016.

DANK

Auf dem Titelblatt dieses Buches steht der Name von uns fünf Herausgeber*innen, aber niemand weiß besser als wir, dass diese Publikation nur möglich wurde durch die zahlreichen Gespräche, die kollektiven Aktionen, das gemeinsam zusammengetragene Wissen, die kritischen Blicke, die fleißigen Finger und die großzügigen Spenden zahlreicher anderer Menschen. Einige davon möchten wir namentlich erwähnen: Unser erster Dank geht an alle Schreibenden für ihre engagierten, fundierten und klugen Texte und die gemeinsame Auseinandersetzung am Autor*innenworkshop, in persönlichen Gesprächen und zahlreichen E-Mail-Konversationen. Die Allianz gegen Racial Profiling, augenauf, die Autonome Schule Zürich, Bla*Sh, Cooperaxion, das Forschungskollektiv Rassismus vor Gericht und die Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling haben alle maßgeblich zur Entstehung des Wissens über Racial Profiling beigetragen, das in diesem Buch zusammengetragen wird. Weiter bedanken wir uns beim Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung der Universität Bern für die großzügige Unterstützung des Projekts, insbesondere bei Jovita dos Santos Pinto und Vanessa Naf für die wertvolle Mithilfe beim Mitdenken, Recherchieren, Lektorieren und Übersetzen. Für das sorgfältige und inhaltlich sehr informierte Lektorat sowie für das Layout sind wir Sandra Ryf sehr dankbar. Die Zusammenarbeit mit ihr war äußerst produktiv und angenehm. Ein großes Dankeschön geht auch an Sandro Isler, der das treffliche Titelbild gestaltet hat. Für die finanzielle Unterstützung bedanken wir uns bei Rahel Beyeler, Michelle Cottier, Babak Fargahi, Andi Geu, Beate Fricke, Crispin und Jürg Faber, Francesca Falk, Henry Hohmann, Ulla Klingovsky, Christine Kopp, Sara Licci, Barbara Lüthi, Alecs Recher, Lena Rérat, Samir, Bernhard C. Schär, Franziska Schutzbach, Alex Sutter, dem Swiss Center for Social Research, Sarah Thönen, Doris Wastl-Walter, Leonore Wigger sowie bei einigen anonymen Donator*innen: Ihre Spende ermöglichte die Publikation dieses Sammelbandes. Schließlich bedanken wir uns herzlich beim transcript Verlag, insbesondere bei Roswitha Gost, Kai Reinhardt und Julia Wieczorek für die produktive und angenehme Zusammenarbeit.

*Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa,
Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger*

